

Beiträge zum
Widerstand 1933-1945

BERLIN

6

I L S E R E W A L D

Berliner, die uns halfen,
die Hitlerdiktatur zu überleben

GEDENKSTÄTTE DEUTSCHER WIDERSTAND BERLIN

Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben

Vortrag in der Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstraße
am 14. März 1975

1940

Mein Mann bekommt vom Arbeitsamt für Juden, Berlin, Fontane-Promenade, eine Vorladung. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, entweder für die Müllabfuhr oder für die Deutsche Reichsbahn Zwangsarbeit zu leisten. Er wählt die Eisenbahn und arbeitet beim Gleisoberbau in Tag- und Nachtschicht zu dem üblichen Stundenlohn für Juden: 72 Pfennige. Seine Kollegen sind Akademiker, Kaufleute oder Handwerker, denen die schwere Arbeit des Schienenstoppens und -verlegens ungewohnt ist. Dazu kommt die ungenügende Ernährung, denn die Lebensmittelkarten der Juden, die besonders mit J bezeichnet sind, werden nur mit vielen Kürzungen beliefert. Eier, Milch, Weißbrot, Kuchen, Obst, Fisch, Geflügel, Konserven fallen fort. Unsere Einkaufszeit ist nur nachmittags von 14 bis 15 Uhr.

1941

Ich werde in einer Rüstungsfabrik der Luftwaffe zwangsverpflichtet. Wir arbeiten zehn Stunden täglich, dürfen keine Kantine besuchen und haben eine Toilette nur für Juden. Wir kontrollieren schwere Eisenteile, prüfen die Gewinde und müssen unseren Kontrollstempel zum Schluß darauf drücken. Wer etwa fehlerhafte Teile stempelt, wird wegen Sabotage angezeigt. Paradoxerweise arbeiten wir für Deutschlands Rüstung und sind noch froh, daß wir gebraucht werden.

Manche der arischen Mitarbeiterinnen kennen unsere Lebensmittelbeschränkungen und stecken uns heimlich etwas Obst, eine Flasche Milch, eine Zigarette zu. Die jüdischen Kolleginnen kommen aus allen Teilen Berlins, sie haben lange Anfahrtswege und sind zwischen 14 und 65 Jahre alt. Eine Mitarbeiterin erzählt mir, daß sie in Mischehe lebt, beruflich Cellistin ist und keinen Schutz vor dieser schweren Arbeit hat, die die Hände sehr angreift. Ich habe immer einen Zettel neben mir, um mir Stichworte meiner Gedanken zu machen, denn das Sprechen ist uns verboten. So denke ich mir kleine Geschichten aus, mache Gedichte und versuche, mich an glücklichere Zeiten zu erinnern. Ich schreibe meine Aufzeichnungen in Stenographie, sie werden eilig zwischendurch hingeworfen, denn ich darf mich nicht erwischen lassen. Aber ich halte die Eintönigkeit der Arbeit, den Lärm der Maschinen und die lange Dauer des Tages auf diese Weise besser aus. Wir alle haben Thermosflaschen mit Ersatzkaffee mit, auf unseren Broten ist künstliches Schmalz aus Gries.

Der Hocker, ohne Lehne, ist mir eine Qual, und in den letzten Stunden des Tages schmerzt mein Rücken so, daß ich denke, er bricht entzwei. **Seit dem 19. September 1941 muß jeder Jude an der linken Brustseite sichtbar einen gelben Judenstern tragen.** Er muß festangenäht sein und darf nicht durch Aktentaschen oder Pakete verdeckt werden. Jeder Arbeitsanzug, jeder Arbeitskittel muß einen Judenstern haben! Wir bekommen eine Fahrgenehmigung mit der genauen Angabe unserer Wohnung und des Arbeitsplatzes, denn private Fahrten sind für Juden verboten, ein Besuch bei Verwandten oder Freunden kann nur zu Fuß gemacht werden, bei den Entfernungen in Berlin fast unmöglich. Trotzdem laufen wir über eine Stunde am Sonntagmorgen, denn mein Schwager gibt mit seinen Freunden ein Hauskonzert. Seine Wirtsleute sind gern Zuhörer. Die Besitzer der Wohnung sind ältere Menschen, er war früher Rechtsanwalt. Ich werde nie vergessen, wie mein Schwager erzählte, daß sie sich das Leben genommen haben. Er hat sich alle Orden und Ehrenzeichen, die er sich im ersten Weltkrieg erworben hat, angesteckt, gab sich und seiner Frau den Tod durch Schlaftabletten, weil er der bevorstehenden Deportation nur auf diese Weise entgehen konnte.

Oktober 1941. Neben mir in der Fabrik arbeitet ein junges, hübsches Mädchen von achtzehn Jahren. Sie ist aufs äußerste erregt, denn sie haben Listen von der Jüdischen Gemeinde bekommen, in denen sie ihre Wohnungseinrichtung, ihre Wäsche, ihr Bankkonto, kurz, ihren Besitz aufführen sollen. Man spricht von der sofortigen Kündigung ihrer Wohnung, weiß nicht, ob sie in eine andere eingewiesen werden oder ob sie in ein Getto im Osten kommen. Sie erzählt von ihrer kranken Mutter, der sie alle Aufregungen wegen ihrer Herzanfalle fernhalten muß. Am nächsten Tag bleibt ihr Platz leer, und wie wir hören, ist sie mit ihrer Mutter von der Gestapo abgeholt und in die frühere Synagoge in der Levetzowstraße gebracht worden. Dort werden die Juden für den Transport gesammelt, sie haben keinerlei Verbindung mehr mit der Außenwelt, und nach zwei oder drei Tagen hört man von ihrer Evakuierung nach Litzmannstadt. Jeder zerbricht sich den Kopf, nach welchen Gesichtspunkten die „Listen“ versandt werden. Wir finden keinen Schlüssel, es trifft wohlhabende und ganz arme Juden. Sie dürfen 10 Mark mitnehmen und Gepäck, soviel sie selbst tragen können. Unser Freund, der Pianist, ist auch abgeholt worden, ebenso Verwandte meines Mannes. Wir zeichnen unsere Sachen mit unserem Namen, jedes Stück wird mit „Ilse Sara Rewald“ beschriftet, Rucksack zurechtgelegt, weil niemand weiß, wann die Reihe an uns ist. Wir nehmen an, daß wir in Litzmannstadt oder Minsk in ein Getto kommen und dort unter schärferer Kontrolle leben und arbeiten werden. Manch ein Optimist hofft, daß dort die Schikanen geringer werden. Jeder, der arische Freunde hat, packt die ihm liebsten Sachen zusammen und bittet um Aufbewahrung.

Am 20. Dezember 1941, meinem dritten Hochzeitstag, werde ich in der Fabrik von meiner Mutter angerufen. Sie hat die Listen bekommen und bittet mich, sofort um Urlaub von der Arbeit nachzusuchen. Der Meister

gewährt meine Bitte, und ich versuche, meiner Mutter ruhig und gefaßt entgegenzutreten. Wir geben die Hoffnung noch nicht auf, eine Möglichkeit irgendwelcher Art zu finden, um die Deportation zu verhindern. Ein Bekannter erzählt, die Transporte seien gestoppt, ein anderer verspricht, die Akte könne für Geld verschwinden. Ich selbst gehe zur Gestapo in die Burgstraße, weil ich mich auf keine Gerüchte verlassen will. Ein SA-Mann steht mir gegenüber und fragt mich, warum ich komme. Ich trage vor, daß meine Mutter für meinen Mann, der Zwangsarbeit bei der Deutschen Reichsbahn leistet, für meine Tante und für mich, die wir in der Rüstungsfabrik arbeiten, sorgt. Ich flehe ihn an, meine Mutter von der Evakuierung zurückzustellen, da mein Vater als Freiwilliger mit 41 Jahren in den ersten Weltkrieg gegangen ist, sich während der vier Kriegsjahre ein Nierenleiden zuzog, an dem er später starb. Ich kann nicht für meine Mutter allein sprechen, denn die Listen lauten auch auf den Namen meiner Tante, der Schwester meiner Mutter. Ich nenne beide Namen und Nummern und werde von dem SA-Mann angeschrien, was mir einfällt, und ob er für mich vielleicht Sondergesetze schaffen soll. Es würde schon die Zeit kommen, wo ich solche Frechheiten nicht mehr aussprechen könne. Tief enttäuscht und mutlos komme ich nach Hause; wir werden einen letzten Weg versuchen. Wir glauben immer noch an Getto und Arbeitslager im Osten und sehen unserer eigenen Evakuierung in kürzester Zeit entgegen.

Dann allerdings weiß man nicht, ob wir an den gleichen Ort, an den meine Mutter und meine Tante gebracht werden, kommen. Mein Mann gibt seine Einwilligung, daß er und ich uns freiwillig melden, um nicht von unseren Angehörigen getrennt zu werden. Immer noch glauben wir, daß uns nichts passieren kann, wenn wir nur nicht auseinandergerissen werden. Ich spreche mit der Betriebsleitung, mit dem Meister, und sie geben mich zum Transport frei. Wir packen die Rucksäcke, die wärmsten Sachen werden übereinandergezogen, denn es ist ein eisiger Winter. Mein Mann stellt ebenfalls seinen Antrag bei der Deutschen Reichsbahn und bittet um Freistellung von der Arbeit. Der Inspektor spricht bei der Gestapo vor, die die Einwilligung verweigert: Die bei der Eisenbahn beschäftigten Juden werden noch dringend als Arbeitskraft gebraucht und können nicht zum Transport freigegeben werden. Die Listen meiner Mutter und Tante sind ausgefüllt, Gestapo-Beamte kommen in die Wohnung und holen sie am 11. Januar 1942 ab. Eine Kollegin in der Fabrik erzählt mir, daß sie ihren echten Teppich für 1000 Mark verkaufen konnte. Sie ist darüber so froh, weil sie sich für den Erlös Veronal beschafft hat. Als sie die Listen bekommt, ist sie ruhig und gefaßt. Am nächsten Tag hören wir, daß sie sich vergiftet hat. Die Selbstmorde erschüttern uns fast nicht mehr, wir beneiden jeden, der den Mut aufbringt und sich nicht mehr quälen muß. Eines Abends klingelt es sehr scharf an unserer Tür. Wir rechnen mit einer Haussuchung der Gestapo und überlegen fieberhaft, was wir an verbotenen Lebensmitteln in der Wohnung haben. Wir werfen eine Büchse mit Ölsardinen, Äpfel usw. aus dem Fenster, es waren Geschenke unserer christlichen Freunde. Schon klingelt es wieder, und wir versuchen, ruhig zu erscheinen und die Tür zu öffnen. Vor uns stehen

gute Freunde, die in Mischehe leben, uns helfen und betreuen, soweit es in ihrer Kraft steht. Jetzt erst löst sich unsere Aufregung, und ich zittere am ganzen Körper und kann kein Wort sprechen. Sie begreifen nicht, warum wir so fassungslos sind, und erst langsam erzähle ich, daß wir bei ihrem Klingeln die Gestapo vermutet hatten. Der Besitz der verbotenen Lebensmittel wäre für uns ein Grund zur Evakuierung gewesen! Dabei wollten sie uns eine Freude besonderer Art machen und endlich ein Lebenszeichen meiner Mutter bringen. Einem Bekannten von ihnen war es gelungen, einen kleinen Zettel aus dem Rigaer Getto durchzuschuggeln. Ich bin übergücklich, die Handschrift meiner Mutter zu sehen und endlich zu wissen, wo sie hingekommen ist. Sie müssen dort für die Wehrmacht arbeiten, wohnen im Rigaer Getto, und durch den Bekannten kann ich ihr etwas zu essen schicken. Das Getto war früher von den Rigaer Juden bewohnt, die alle ermordet worden sind. Ich lebe und zehre nun von dieser Nachricht meiner Mutter, die mir in ihrem Briefchen noch Mut macht und nur ihre Sorgen um uns zum Ausdruck bringt.

1942

Die Ernährungslage wird immer schwieriger. Juden bekommen überhaupt kein Fleisch mehr. Mein Mann hat eine Schwerarbeiterkarte, auf die wir 200 Gramm Fleisch in der Woche erhalten. Freunde bringen uns heimlich Fisch, die Gemüsefrau packt uns einen Kohlkopf ein, meine alte Kinderfrau spart von ihrer Ration und bringt uns in einem kleinen Töpfchen eine nahrhafte Mahlzeit. Meine erste Lehrerin, mit der ich seit Jahren befreundet bin, liegt mit Lungentuberkulose im Krankenhaus. Sie schickt uns kleine Päckchen mit hartgekochten Eiern, die sie zur Stärkung essen sollte. Alle unsere christlichen Freunde zeigen uns ihre Liebe und ihr Mitgefühl. Sie besuchen uns nur noch am Abend, wenn es dunkel ist. Man weiß nicht, wer sie im Hause sehen könnte, wenn sie Juden besuchen und Verbindung zu uns haben. An unserer Wohnungstür klebt auch ein großer Judenstern. Wir dürfen das Haus abends nach 8 Uhr nicht mehr verlassen. Mein Mann hat eine Sondergenehmigung von der Gestapo, weil er für die Eisenbahn in Nachtschicht arbeiten muß. In dieser Zeit sehen wir uns so gut wie gar nicht. Ich muß früh um sechs Uhr aus dem Hause, abends geht mein Mann zum Dienst, wenn ich zurückkomme. An unseren höchsten Feiertagen wird bei der Reichsbahn selbstverständlich ohne Rücksicht gearbeitet. Aber einige bringen es trotzdem fertig, die Tradition des Fasttages zu halten. Die Rottenführer und Vorarbeiter haben ihre Freude an besonderen Schikanen. Sie rufen „Isaac“ oder „Judenschwein“, betrinken sich und werden ausfallend. Der Inspektor ist gerecht und versucht sein Bestes, die Kolonne menschenwürdig zu behandeln.

Dezember 1942. Meine Schwiegereltern werden abgeholt und nach Auschwitz deportiert. Der 16jährige Stiefbruder meines Mannes hat sich von ihnen losgerissen und kommt ganz verstört zu uns. Wir sind ratlos, können ihn nicht verbergen, so daß er den schweren Weg doch mit seinen Eltern gemeinsam gehen muß. In der Fabrik treffen wir uns am Morgen

schon mit verängstigten Gesichtern. Es gibt immer neue Listen, Transporte, immer neues Leid, und die Kolleginnen sind sich durch die gemeinsame Not sehr nahegekommen. Kaum eine von uns, die nicht ihre Mutter, ihren Bruder, gute Freunde durch die Deportationen verloren hat. Jeder zittert vor den Neuigkeiten der anderen, die alle unser eigenes Unglück vergrößern. Es entstehen aufopfernde Freundschaften und eine Einsatzbereitschaft füreinander, wie sie nur Notzeiten und Schicksalsverketzung bringen können. Ich werde nie vergessen, wie eine Kollegin mir an meinem Geburtstag, dem ersten, den ich in meinem Leben ohne meine Mutter erleben mußte, einen Kuchen gebacken hat. Sie mußte lange dafür an Zutaten sparen, um mir eine kleine Freude zu bereiten.

Allmählich sickern Nachrichten aus den Konzentrationslagern Auschwitz, Birkenau, Riga, Theresienstadt durch. Man hört von Massenhinrichtungen, von Erschießungen, Soldaten erzählen von den Ermordungen in Minsk, und es wird klar, daß jeder „Evakuierte“ seinem Tod entgegengeht.

Eines Morgens hören wir die Schreckensnachricht, daß die Abholungen jetzt ohne vorherige Mitteilung straßenweise oder vom Arbeitsplatz erfolgen sollen. Es gibt keinen Schutz mehr, auch wenn man bei der Reichsbahn oder im Rüstungsbetrieb zwangsverpflichtet ist. Der Bruder meines Mannes wird als letzter unserer Familie geholt, und für uns gibt es nun keine Gefahr mehr, die wir unseren Angehörigen durch unsere Flucht bereiten könnten. Wenn sich einer verborgen hält, nimmt die Gestapo ein Familienmitglied als Geisel. Gute Freunde, die in privilegierter Ehe, das heißt in einer Mischehe mit Kind leben, ermutigen uns in dem Gedanken, ein illegales Leben in Berlin zu versuchen. Sie versprechen uns, zunächst für meinen Mann Obdach zu gewähren. Ich versuche, bei anderen Bekannten um ein Unterkommen für mich zu bitten, aber alle fürchten die Nachbarn oder den Luftschutzwart. Es sieht so aus, als bliebe doch keine Rettung.

1943

Am 11. Januar 1943, es ist ein Wintertag mit 20 Grad Kälte und schneidendem Ostwind, gehe ich zur Familie P., die ich persönlich überhaupt nicht kenne. Ich habe nur durch Freunde von ihrer großen Menschlichkeit und steten Hilfsbereitschaft gehört. Der jüdische Vater, Arzt, war vor kurzem gestorben. Die christliche Tochter und Mutter tun ihr möglichstes, um sich der verfolgten Juden anzunehmen und ihre Not zu lindern. Ich bin schon so verzweifelt, daß ich es wage, ihnen meine Bitte um Obdach vorzutragen. Sie sagen mir, daß sie schon in großer Gefahr schweben und nicht noch mehr Risiko auf sich nehmen können. Während ich weinend die Treppe hinuntergehe, werde ich von ihnen zurückgerufen. Sie haben es nicht verantworten können, mich der Gestapo zu überlassen und bieten mir an, vorläufig bei ihnen zu wohnen.

Von diesem Tag an tragen wir keinen Judenstern mehr, leben ohne polizeiliche Anmeldung und ohne Lebensmittelkarten. Unsere Wohnung mit allem Inventar, Möbel, Wäsche, Porzellan, haben wir im Stich gelassen.

Ich möchte gern noch einmal in die Wohnung gehen, um einen Bettsack und andere warme Sachen zu holen. Meine neuen Freunde sehen darin aber eine zu große Gefahr. Die Schergen der Gestapo sollen oft tagelang warten, weil sie annehmen, daß die „Untergetauchten“ irgend etwas ihrer Sachen dringend brauchen und zurückkehren werden. Mein Mann und ich gehen von diesem Tag an auch nicht mehr zur Arbeit, denn auch von dort aus werden die neuen Transporte in die Konzentrationslager zusammengestellt.

Wir haben nun zwar ein Unterkommen gefunden, brauchen nicht mehr vor jedem Klingeln zu zittern, aber wir können keineswegs erwarten, daß unsere Gastgeber auch für unsere Ernährung sorgen. Die Rationen sind für alle Verbraucher so eingerichtet, daß sie gerade mit Müh und Not von einer Kartenperiode zur anderen reichen. Wir sind außerdem überall auf der Straße, in einem Kaufhaus, in der Untergrundbahn gefährdet. Es könnte uns jemand als Juden erkennen und uns denunzieren, weil wir keinen Judenstern mehr tragen. Das neue Problem muß also gelöst werden, wir müssen Arbeit finden, um entweder als Entgelt dort zu essen oder uns auf dem schwarzen Markt etwas zu besorgen. Eine weitläufige christliche Verwandte bietet mir an, in ihrer Wäscherei zweimal wöchentlich mitzuarbeiten. Die Angestellten dürfen selbstverständlich nicht ahnen, wer ich bin; meinen Namen habe ich schon längst gewechselt und werde überall „Frau Röttgen“ genannt. Ich sortiere schmutzige Wäsche, zeichne sie, stehe stundenlang an der Heißmangel und lege ganze Berge von gemangelter Wäsche. Mein Rücken schmerzt, meine Gedanken sind mit allen Problemen beschäftigt, und ich muß mich sehr anstrengen, um die Arbeit durchzuhalten. Aber ich bekomme dort Verpflegung für den Tag und außerdem noch Lebensmittel wie Brot, Eier, Marmelade. Eines Tages öffnet sich die Geschäftstür und ein Mann vom Arbeitsamt kommt, um die Arbeitsbücher zu prüfen. Ich bin ja eine illegale Arbeiterin ohne Anmeldung bei den Behörden und der Krankenkasse und darf keineswegs auffallen. So gehe ich, scheinbar ruhig, auf die Toilette, in Wirklichkeit aber zitternd zur hinteren Arbeitstür hinaus, um mich vor den Fragen in Sicherheit zu bringen. Als er seine Kontrolle beendet hat, werde ich noch einen Weg geschickt, damit niemand vom Personal Verdacht schöpfen könnte. Es ist wieder einmal gut gegangen!

Wir leben sowieso nur von einem Tag zum anderen, die Sorge um die reine Existenz hält uns in Atem. Mein Mann muß nach vierzehn Tagen seine Unterkunft aufgeben, weil eine neue Aktion gegen Mischehen in Gang ist. Er schläft jetzt jede Nacht woanders, in seiner Aktentasche befinden sich die nötigsten Sachen für die Nacht. In der Wohnung eines jüdischen Arztes wird er aufgenommen, weil diese noch geschützt sind. Der Arzt arbeitet am jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße und bekommt dort einen Wink, daß auch seine Wohnung nicht mehr sicher ist. Er fährt sofort nach Hause, seine Mutter und meinen Mann zu warnen. Früh um fünf Uhr muß mein Mann das Haus verlassen, aber wohin zu so früher Stunde? Er fährt mit der Untergrundbahn von einer

Endstation zur anderen, bis er gegen acht Uhr früh bei meiner Unterkunft ankommt, um mit mir die neue Situation zu besprechen. Die alte Dame, die mich aufgenommen hat, darf durch unsere Sorgen nicht zu sehr beunruhigt werden, und wir müssen allein einen Ausweg finden. Wir erinnern uns an eine Pension, deren Inhaberin früher mit einem Juden verheiratet war. Sie hat immer viel Verständnis und Hilfsbereitschaft aufgebracht, und so wollen wir sie fragen, ob mein Mann vorübergehend dort schlafen kann. Das Problem ist nur, wie mein Mann dort ungesehen ins Haus hinein und wieder heraus kommt. Denn die Pension liegt in unserer früheren Wohngegend, in der wir zu sehr bekannt sind, um uns am Tage blicken zu lassen. Mein Mann ist so auffallend groß . . . Ich erhalte ihre Einwilligung für ein paar Nächte, wir atmen erst einmal auf und müssen inzwischen weitersehen. Er hat Arbeit in einer Reinigung im Südosten der Stadt gefunden, so daß er bei Dunkelheit das Haus verläßt und am späten Abend erst wieder zurückkommt. So weiß ich den ganzen Tag nicht, ob mein Mann gut durchgeschlüpft ist und ob er die Bombenangriffe, die sich täglich steigern, lebend überstanden hat, denn sie konzentrieren sich auf die verschiedensten Stadtbezirke. Die Besitzer der Reinigung sind fromme Katholiken, die Männer sind bei der Wehrmacht, so daß mein Mann die Maschinen aushilfsweise reinigt und ölt. Hier wird ihm aus Frömmigkeit geholfen, und er bekommt außer seiner Beköstigung noch Lebensmittel mit. Da es nur ein kleiner Familienbetrieb ist, wagen sie das Risiko.

Unterwegs auf der Straße und in den Bahnen werden die Kontrollen nach Ausweisen immer häufiger. Wir haben unsere jüdischen Kennkarten, die mit einem J gekennzeichnet sind, längst in einem Garten vergraben und erkennen, daß es für uns unbedingt notwendig ist, falsche Papiere zu besitzen. Bekannte raten uns, ihnen unsere Fotos zu geben, denn sie haben durch Dritte gehört, daß ein Beamter für 300 Mark Kennkarten ausschreibt. Wir entschließen uns schweren Herzens dazu, ihnen das Geld auszuhändigen, denn unser Bankkonto ist ja durch unsere Illegalität für uns nicht mehr zugänglich, und das Pfund Butter kostet schon 90 Mark. Aber der Gedanke, in den Besitz falscher Papiere zu kommen, ist wichtig genug. Es vergehen Wochen voll bangen Wartens, bis wir erkennen, daß wir einem Schwindler in die Hände gefallen sind, der nur unser Geld haben wollte. Wir müssen einen anderen Ausweg finden.

Der Reichsbahninspektor, der der Vorgesetzte meines Mannes war, als er noch Zwangsarbeit leistete, hat sich immer als Gegner der Nazis gezeigt. Mein Mann wurde in versteckten Andeutungen von ihm zum „Unter-tauchen“ angeregt, so daß wir von ihm Hilfe erwarten dürfen. Am Abend fährt mein Mann zu ihm und erklärt, daß wir ohne irgendwelche Ausweise nicht mehr existieren können. Er hat unsere Fotos mitgenommen und bittet ihn, uns Reichsbahnpapiere zu besorgen. Nach zwei Tagen sind wir im Besitz von zwei Ausweisen der Deutschen Reichsbahn, die mit dem amtlichen Stempel versehen sind. Wir haben unsere Fotografien eingehaftet und den Ausweis meines Mannes auf den Namen: „Erich Treptow,

Hilfsrottenführer im Dienst der Deutschen Reichsbahn“ ausgefüllt. Wir wissen, daß dieser Erich Treptow wirklich existiert, so daß sich bei einer Kontrolle und Rückfrage bei der Polizei oder Reichsbahn die Angaben des Ausweises bestätigen. Mein Mann ist sozusagen ein Double. Aber wie heißt Frau Treptow mit Vornamen, wann und wo ist sie geboren, wo ist sie beschäftigt? Wir können meinen Ausweis nicht ausfüllen, ohne diese Personalien zu wissen. Es bleibt nur ein Weg, den ich unternehme. Ich stecke mir ein Parteiabzeichen an, das mein Mann einmal in einem alten Sessel gefunden hat, und fahre in die Wohnung zu Frau Treptow. Dort erkläre ich ihr, daß ich vom Arbeitsamt komme, um die vorhandenen Unterlagen und Akten zu ergänzen. Ich habe mir einen Bogen mitgenommen, in dem schon andere Daten notiert waren, und so stelle ich meine Fragen, um von ihr alles Wichtige zu erfahren. Nach anfänglichen ärgerlichen Reden, daß sie ja längst beim Arbeitsamt registriert sei und daß sie das alles nicht verstehen könnte, beruhige ich Frau Treptow. Wir hätten sie extra nicht selbst hinbestellt, ich käme, weil die Karteien durch die Bombenangriffe nicht mehr vollständig seien usw. Ich erfahre schließlich alles für mich Wissenswerte und höre auch, daß sie bei der Gestapo beschäftigt ist! Ich kann also meinen Ausweis ausfüllen und lerne auswendig, daß ich Maria Treptow, geb. Juretzko, geb. 3. Mai 1917 in Beuthen, von diesem Tage an bin. Meine Freunde, die mir Unterkunft gewährten, wissen natürlich von meinem Unternehmen und warten zitternd auf meine Rückkehr. Der Reichsbahninspektor hat uns selbstverständlich keinen Pfennig für seine Hilfe abgenommen. Das Wohnungsproblem für meinen Mann wird immer größer, er kann in der Pension nicht länger schlafen, weil die Tage länger werden. Es ist durch Bekannte ein Malermeister gefunden, der sich bereit erklärt, meinen Mann vorübergehend bei sich aufzunehmen. Er ist alter Sozialdemokrat und wagt es, einem Juden Unterkunft zu geben. Wir atmen auf, denn nun hoffen wir, daß er in einem ganz anderen Stadtteil als „Besuch“ des Malers ein bißchen zur Ruhe kommt. Nach zirka vierzehn Tagen kommt mein Mann ganz verstört zu einem Treffpunkt mit mir. Der Maler war in seiner Kneipe, um sein Glas Bier zu trinken, als er folgendes Gespräch hört: „Hier in unserer Gegend sollen untergetauchte Juden wohnen, ist das nicht unerhört?“ Der Maler, ungeschickt und verängstigt, erklärte sofort: „Der bei mir wohnt, ist mein Freund und kein Jude!“ Dieses Gespräch ist alarmierend genug, und mein Mann kann keine Nacht länger mehr dort schlafen; ich fahre hin, um seine Schuhe, Nachtsachen usw. abzuholen und mich in seinem Namen zu bedanken. Jetzt wird ihm Arbeit in einer Gartenlaube angeboten, die er gleichzeitig als Unterschlupf für die Nacht benutzt. Mein Mann hat das Parteiabzeichen ständig angeheftet, damit kein Argwohn entsteht, die Gespräche in seiner Gegenwart werden zurückhaltend. Die dauernden Luftangriffe, die Verluste unter der Zivilbevölkerung und die Niederlagen in Rußland haben die Stimmung verändert. Trotzdem gibt es noch viele Volksgenossen, die an den „Endsieg“ glauben! Auf der Fahrt im Autobus, von dem Gartengrundstück kommend, werden die Ausweise kontrolliert. Sie suchen nicht so sehr nach flüchtigen Juden, sondern in erster Linie nach desertierten Soldaten. Mein Mann zeigt seinen Reichsbahn-Ausweis, er-

klärt, daß er von der Nachtschicht nach Hause fährt, und – wird durchgelassen!

In Abständen melde ich mich bei meiner alten Kinderfrau, die beinahe 70 Jahre alt ist, und die uns nach ihren Möglichkeiten hilft. Sie hebt mir ein paar Brotmarken auf, sorgt für Seifenpulver und Ersatzseife und gibt mir 50 Gramm Bohnenkaffee von ihrer Ration. Nach besonders schweren Luftangriffen wird die Bevölkerung mit Kaffee als Sonderration bedacht, sonst trinkt man nur noch Ersatz-, also Malzkaffee. Wir ernähren uns größtenteils von Ersatzmitteln, von Hefeflocken, Lachspaste, Roggenkekse. Ein Eintopf-Mittagessen ist schon eine Delikatesse geworden. Die gesundheitlichen Schäden machen sich bemerkbar, meine Fingernägel brechen ab infolge von Kalkmangel, ganz abgesehen von sonstigen schweren Störungen. Aber wir wollen ja um jeden Preis durchhalten. Am 23. November 1943 ist wieder ein Grund zum Hoffen, denn ein Soldat aus Riga bringt Grüße von meiner Mutter und Tante. Er will sich vor seiner Rückkehr nochmals bei den arischen Bekannten melden, um einiges mitzunehmen. Aber in der Nacht ist ein so heftiger Bombenangriff auf Berlin, daß sämtliche Verbindungen unterbrochen sind. Wir wissen nicht, ob der Soldat ums Leben gekommen ist oder ob es ihm unter den herrschenden Zuständen unmöglich war, sich durchzuschlagen. Ganze Straßenzüge Berlins sind rauchende Trümmerhaufen. Wir tragen Schutzbrillen und nasse Tücher, weil man wegen der Phosphordämpfe kaum atmen kann. Ich habe ein ganz schmales Leinenband mit allen Adressen meiner ausländischen Verwandten in meinen Rocksaum genäht, um die Adressen auf jeden Fall zu retten. Unsere Eheringe trage ich als Gürtelverschluß, sie sind mit Leder umwickelt und vielleicht auf diese Weise mein einziger Wertgegenstand, wenn ich der Gestapo in die Hände falle.

1944

Am 30. Januar 1944 erlischt das Licht im Keller. Nach einer ohrenbetäubenden Detonation hört man Schreie des Luftschutzwarts: „Der Keller muß sofort geräumt werden, Phosphorbombe im Dachstuhl, alle Männer zum Löschen!“ Wir versuchen, aus der Wohnung im dritten Stock noch etwas von den kostbaren Sachen der Damen zu retten, bei denen wir jetzt wohnen. Aber der Qualm wird immer dichter, und die hinteren Zimmer sind bereits ausgebrannt. Wir haben wieder unsere Unterkunft verloren. Wo sollen wir hin, und wo werden wir wieder solche hilfsbereiten, gütigen Menschen finden? In der Parterre-Wohnung wird uns allen Vieren im Korridor eine Bleibe angewiesen, es gibt kein Licht, kein Gas, kein Wasser mehr. Durch die Ausbombung haben wir auch wiederum Kleidungsstücke und Wäsche verloren. Da ich in dieser Behelfsunterkunft nicht waschen kann, fahre ich zu meiner alten Kinderfrau.

Ich wasche bei ihr und trage dann die nassen Sachen in einem Eimer in der Untergrundbahn nach Hause. Auf der Fahrt spricht mich eine Frau an und fragt mich, ob ich nicht Frau Rewald, früher in Berlin-Charlottenburg, bin. Ich leugne entschieden, erkläre ihr, daß ich niemals in Charlottenburg gewohnt habe und daß sie sich bestimmt irren müsse. Wenn

ich in Zukunft in einem Verkehrsmittel fahre, halte ich eine große Zeitung vor mein Gesicht und tue so, als ob ich lese.

Das Wohnungsproblem wird für uns immer dringender, denn in der Korridorbehausung können wir nicht länger bleiben. Ich suche meine ehemalige Kollegin, die Cellistin, aus der Rüstungsfabrik auf, die mit einem arischen Musikwissenschaftler verheiratet ist. Sie ahnt nicht, daß wir nicht deportiert worden sind, freut sich sehr, von unserem bisherigen Überleben zu erfahren. Inzwischen ist sie wieder zwangsverpflichtet und muß nachts Straßenbahnwagen waschen und fegen. In ihrer kleinen Wohnung in einem Häuserblock ist es unmöglich, uns Unterschlupf zu gewähren, aber sie nennt uns eine Adresse von guten Freunden in einem Einfamilienhaus am Stadtrand. Mein Mann kann dort zunächst einige handwerkliche Arbeiten ausführen, später helfe ich im Haushalt beim Bügeln und Plätten. Meine Kollegin hat ihnen inzwischen die Wahrheit über uns erzählt, und die politische und menschliche Einstellung ihrer Freunde gibt die Gewähr für Verschwiegenheit. Die kleine Tochter ist in Bayern, um vor den Bombenangriffen sicher zu sein. Ihr Zimmer wurde vom Wohnungsamt erfaßt und an einen Hauptmann des Heeresversorgungsamtes vermietet. So haben wir uns vor ihm, dem Parteigenossen, in acht zu nehmen. Außerdem wohnt noch ein Freund bei ihnen, der Dozent an der Musikhochschule ist. Er weiß Bescheid und hat volles Verständnis für unsere Lage. Die sich ständig wiederholenden und steigenden Luftangriffe lassen eine Übersiedlung von Mutter und Tochter in ein mecklenburgisches Pfarrhaus notwendig werden, so daß wir vorübergehend in dem Häuschen wohnen können. Selbstverständlich darf der Herr Hauptmann keinen Verdacht schöpfen. Wir sagen ihm, daß unsere Wohnung in der Stadt durch Bombeneinwirkung sehr stark beschädigt ist und wir vorläufig nicht darin wohnen können. Morgens muß mein Mann angeblich zum Dienst bei der Reichsbahn, die ihn vom Kriegsdienst auch noch zurückgestellt hat. Er glaubt diese Version, zumal mein Mann von der Eisenbahn viel weiß und erzählen kann. An meinem Geburtstag fragt mich der Herr Hauptmann sehr interessiert, warum ich gar keine Gratulation bekomme. Im Augenblick fällt mir keine rechte Antwort ein, bis mein Mann sich in das Gespräch mischt und ihm sagt, daß die Post in unserer Wohnung in der Stadt liege. In Wirklichkeit ist es so, daß niemand weiß, wo ich mich aufhalte, weil wir unsere Adresse strengstens geheimhalten. Es gibt sogar jüdische Spitzel, die sich selbst so lange frei bewegen können, wie sie andere jüdische „Untergetauchte“ der Gestapo nennen und ausliefern.

Eines Morgens bin ich ganz allein in dem Häuschen und mit Aufräumen und Saubermachen beschäftigt. Es klingelt, und es steht ein Mann vor der Tür, der mich fragt, ob niemand der Bewohner sonst anwesend sei. Als ich ihm sage, daß er mir sein Anliegen ja auch vortragen könne, will er wissen, wer ich bin und ob ich immer hier wohne. Er blättert in seinem Notizbuch und macht sich kurze Aufzeichnungen. Endlich erklärt er mir umständlich, daß er der Maurer sei, der vor Monaten den Kellerdurchbruch zum Nachbarhaus gebaut hat. Diese Verbindung von einem Keller

zum anderen wurde als Schutzmaßnahme angelegt, um einen zweiten Ausgang im Falle von Verschüttungen nach Angriffen zu haben. Er hätte damals sein Handwerkszeug nicht vollständig zusammengepackt und wolle es nun abholen. Selbstverständlich kann ich ihm keinen Zugang zum Keller gestatten, und er entfernt sich ärgerlich. Beim Überdenken seiner Art und Weise mich auszufragen, glaube ich blitzartig zu erkennen, daß es sich um einen Agenten der Gestapo handelt. Er hat sicher nur diesen Vorwand gewählt, um sich zu vergewissern, daß ich allein im Hause bin, um mich abholen zu lassen. Ich stürze also in den Keller, um meine notwendigsten Sachen aus dem Luftschutzgepäck zu nehmen, als es bereits wieder lange und anhaltend klingelt. Ich zittere am ganzen Körper und nehme an, daß sich die Gestapo oder die SS schon vor der Tür befindet. So krieche ich durch den kleinen Mauerdurchbruch in den Nachbarkeller und verberge mich im Dunkeln hinter einem Schrank. Meine Gedanken arbeiten fieberhaft: Wird die Gestapo die Tür oben einschlagen? Werden sie das Haus durchsuchen? Soll ich mich der Nachbarin zu erkennen geben, wenn sie zufälligerweise in ihren Keller kommt und mich dort entdeckt? Ich weiß nicht, wie lange ich in dem finsternen Eckchen gestanden habe. Es schien mir eine Ewigkeit zu sein. Als ich oben weder ein weiteres Klingeln noch ein anderes Geräusch hören kann, schleiche ich mich auf Zehenspitzen aus dem Nachbarkeller hinaus und sehe an der Eingangstür ein Telegramm liegen. War es der Telegrammbote, der so stürmisch geläutet hatte? Hatte ich mich umsonst geängstigt? Auf jeden Fall kann ich nach all diesen Ungewißheiten keinen Augenblick mehr im Haus bleiben und gehe in größter Hast fort. Unterwegs rufe ich meinen Mann an, damit er sich in keine Gefahr begibt. Dann fahre ich in die Hochschule für Musik, lasse den Freund unseres Gastgebers aus der Vorlesung rufen und erzähle ihm den Vorfall. Er zeigt sich auch sehr beunruhigt und verspricht mir, erst Erkundigungen einzuziehen, bevor wir eine Unvorsichtigkeit begehen. Keineswegs werden wir in der Nacht dort schlafen, aber wohin? Nicht nur uns, sondern auch den Beherbergern von Juden droht zur Strafe die Überführung in ein Konzentrationslager wegen „Judenbegünstigung“.

Kaum bin ich am Arbeitsplatz meines Mannes, als der Drahtfunk den Einflug von Tausenden Bombenflugzeugen in Richtung auf Berlin ankündigt. Wir müssen in einen öffentlichen Luftschutzbunker, der einige Sicherheit bietet. Kinder schreien, Mütter weinen, der Bunker schwankt in sich, die Luft ist vollkommen verbraucht, ich bin am Ende meiner Kraft. Als wir nach der Entwarnung auf die Straße kommen, ist der Himmel blutrot, und durch die Flammen ringsherum ist es so hell, daß man trotz der nächtlichen Stunde Zeitung lesen könnte. Es ist ein allgemeines Chaos! Wir laufen stundenlang durch die brennenden, qualmenden Straßen, bis wir am Morgen Mut fassen und unseren Gastgeber telefonisch fragen, ob er es für möglich hält, daß es der Maurer war, der mich so in Angst und Schrecken versetzt hatte. Er hat sich inzwischen vergewissert, daß der Maurer Behrendt tatsächlich nur sein Handwerkszeug holen wollte. Seine Fragen waren die eines einfachen, ungebildeten Mannes, der

aus Neugier wissen wollte, ob ich dort zu Besuch sei und für wie lange. Für den Hauptmann müssen wir noch einmal Komödie spielen und ihm auf irgendeine Weise erklären, warum wir beide wortlos über Nacht fortgeblieben sind. So erzählen wir ihm von dem Anruf einer Tante, die einen schweren Gallenanstfall erlitten hat und unsere Hilfe brauchte.

Kurze Zeit später wird das Heeresversorgungsamt von Berlin in einen kleinen Ort verlagert. Der Hauptmann bedauert sehr, unsere „Wohn-gemeinschaft“ zu verlassen, und wir atmen auf! Mein Mann kann sich gar nicht mehr auf der Straße sehen lassen, weil die Wehrmacht verstärkte Kontrollen nach Deserteuren, geflüchteten Fremdarbeitern und nicht an die Front zurückgekehrten Urlaubern macht. Seine Papiere von der Reichsbahn reichen nicht mehr aus, er ist einer Straßenkontrolle um Haaresbreite entkommen. Jeder muß seine Rückstellungspapiere bei sich tragen.

1945

Kinder von 17 Jahren werden zur Flak eingezogen, Männer bis in die höchsten Jahrgänge kommen zum Volkssturm. Sie müssen Ein-Mann-Löcher zur Verteidigung graben, werden im Handgranatenwerfen ausgebildet, sollen Straßenschanzen in der Stadt anlegen, um Berlin zu verteidigen. Unser Gastgeber und sein Freund erhalten ebenfalls die Einberufung zum Volkssturm! Der Freund fährt in den Schwarzwald und läßt sich in ein Sanatorium einweisen, angeblich hat er einen Nervenzusammenbruch erlitten. Aber was kann unser Gastgeber zu seiner Rettung tun? Wenn er sich vor dem Volkssturm drückt, sind sein Haus und wir beiden Illegalen noch mehr gefährdet. Wenn er der Aufforderung Folge leistet, sind wir allein und schutzlos. Andererseits darf er aufgrund seiner Hilfe für uns keineswegs auffallen. Er entschließt sich, am nächsten Morgen beim Volkssturm anzutreten. Als kleine Hoffnung bleibt nur noch, ihn durch seinen Orchestervorstand als unabkömmlich reklamieren zu lassen. Wir versprechen, alles Menschenmögliche zu tun. Mein Mann fährt auf einem geliehenen Fahrrad durch ganz Berlin, denn es existieren keine Beförderungsmittel mehr. Der Orchestervorstand gibt ihm ein Schreiben mit, aus dem hervorgeht, daß die Arbeit des Orchesters ohne den Solobratscher unmöglich ist. Dieses Schreiben soll vom Ortsvorstand der NSDAP abgestempelt werden. Aber die Bestimmungen sind in den letzten Tagen schon wieder verschärft und geändert, so daß sogar der Kreisvorstand der NSDAP die Gegenzeichnung vornehmen muß. Ich überlege nicht lange, sondern begeben mich in die Höhle des Löwen. Ein dicker SA-Mann, mit Orden und Abzeichen geschmückt, empfängt mich. Ich erkläre ihm, daß ich als Sekretärin der UFA extra vom Orchestervorstand geschickt sei, um die Zurückstellung des Solobratschers vom Volkssturm sofort mitzunehmen. Er sieht sich das Schreiben von allen Seiten an, bange Minuten des Wartens vergehen. Ich unterstreiche nochmals die wichtige kulturpolitische Arbeit der UFA und des Orchesters und erhalte den Stempel! Nun muß ich damit zum Bataillon des Volkssturms, denn jede Minute länger kann tödliche Gefahr bedeuten. Als ich

alles erledigt habe, spreche ich unseren Freund in der Kaserne und berichte ihm von unseren Unternehmungen. Er glaubt an keine Reklamation mehr, da es generell keine mehr geben soll. Tatsächlich war er der letzte, der vom Volkssturm freikam, und wir sind glücklich, unseren Beschützer wieder im Haus zu wissen.

Die Luftangriffe sind pausenlos, wir hausen nur noch im Keller, schlafen in Liegestühlen und auf der Erde, wenn überhaupt. Wir hören die herandonnernden russischen Panzer, die heulenden, krachenden Bombeneinschläge. Wir wissen nicht, ob wir den Keller jemals lebend verlassen werden. Berlin ist zur Front geworden! Wir ernähren uns von Knäckebrot und rohen Mohrrüben. Die Ortsgruppe der NSDAP versucht, die Panzer durch Handgranaten und Panzerfäuste am Vordringen zu hindern. Es ist vergebens! Am 8. Mai ist Berlin erobert, und wir können aus dem Dunkel des Kellers ins helle Tageslicht. Nach zwölf Jahren brauchen wir nicht mehr vor unseren Verfolgern zu zittern! Wir sind noch einmal davongekommen.

Der seelische Druck, der auf uns gelastet hat, die ständige Lebensangst lassen erst sehr langsam nach. Mein Mann ist allen Menschen gegenüber noch sehr zurückhaltend und verschüchtert, er will sich am liebsten verkriechen, und ich träume immer wieder von Verhaftungen, von Massenerschießungen und Verfolgung. Wir warten von Tag zu Tag, von Monat zu Monat auf ein Lebenszeichen unserer Angehörigen. Jede kleinste Spur von Überlebenden aus den Konzentrationslagern verfolgen wir. Ein russischer jüdischer Soldat glaubt uns nicht, daß wir Juden sind und in Berlin überlebt haben. Unsere Papiere, die jüdischen Kennkarten, haben wir in einem Garten weit außerhalb der Stadt eingegraben. Wir müssen stundenlang durch Berlin laufen, vorbei an Leichen, die nur mit einer Zeitung bedeckt sind, an Pferdekadavern, durch Bombenkrater und Trümmer, bis wir endlich in den Garten gelangen. Der Besitzer hat Berlin wegen der Bombenangriffe längst verlassen, und wir können uns nicht mehr erinnern, an welcher Stelle des Grundstücks wir das Konservenglas mit unseren Ausweisen vergraben haben. Wir graben stundenlang, denn wie sollen wir unsere Identität sonst beweisen und wie können wir wieder legal leben? Unser früheres Polizeirevier ist zerstört, beim Finanzamt werden wir als „verstorben“ geführt. Endlich stößt die Schaufel auf Widerstand, wir graben vorsichtiger und finden unsere Dokumente! Die gehaßten „Judenpapiere“ mit der Unterschrift Ilse Sara Rewald, mit Fingerabdruck und großem J werden der Umwelt beweisen, daß wir noch am Leben sind!

Die Behörden und Polizeiamter legen bereits neue Karteien an, eines Tages werden wir von einem Polizisten aufgesucht, der uns eine Anfrage meines Bruders aus England übermittelt. Der Postverkehr mit dem Ausland ist auf direktem Wege noch nicht möglich. Kurze Zeit später halte ich seinen ersten Brief seit Jahren in der Hand: Er arbeitet als Dolmetscher in Deutschland und hat durch viele Erkundigungen herausgefunden, daß wir am Leben sind. Weihnachten kommt er zum erstenmal für einige Tage zu Besuch. Unsere Berichte überstürzen sich, wir haben viel Trauriges zu erzählen, wir vergessen jedoch nicht, daß uns viele gütige Menschen geholfen haben, das „Tausendjährige Reich“ zu überleben!

ANHANG

1. Das „Wannsee-Protokoll“ zur Endlösung der Judenfrage vom 20. Januar 1942
 2. Faksimile eines „Abwanderungsbescheides“ vom Mai 1942
-

Das
„Wannsee-Protokoll“
zur
Endlösung der Judenfrage
Abschrift

Gehelme Reichssache!

30 Ausfertigungen
16. Ausfertigung

Besprechungsprotokoll

- I. An der am 20. 1. 1942 in Berlin, Am großen Wannsee Nr. 56/58, stattgefundenen Besprechung über die Endlösung der Judenfrage **nahmen** teil:

Gauleiter Dr. Meyer und
Reichsamtseiter Dr. Leibbrandt
Staatssekretär Dr. Stuckart
Staatssekretär Neumann

Reichsministerium
für die besetzten Ostgebiete
Reichsministerium des Innern
Beauftragter für den Vierjahres-
plan

Staatssekretär Dr. Freisler
Staatssekretär Dr. Bühler
Unterstaatssekretär Dr. Luther
SS-Oberführer Klopfer

Reichsjustizministerium
Amt des Generalgouverneurs
Auswärtiges Amt
Partei-Kanzlei

Ministerialdirektor Kritzinger
SS-Gruppenführer Hofmann
SS-Gruppenführer Müller

Reichskanzlei
Rasse- und Siedlungshauptamt
Reichssicherheitshauptamt

SS-Obersturmbannführer
Eichmann
SS-Oberführer Dr. Schöngarth
Befehlshaber der Sicherheitspolizei
und des SD im Generalgouver-
nement

Reichssicherheitshauptamt
Sicherheitspolizei und SD
Sicherheitspolizei und SD

SS-Sturmbannführer Dr. Lauge
Kommandeur der Sicherheits-
polizei und des SD für den
Generalbezirk Lettland, als
Vertreter der Sicherheitspolizei
und des SD für das Reichs-
kommissariat Ostland

Sicherheitspolizei und SD
Sicherheitspolizei und SD
Sicherheitspolizei und SD

II. Chef der Sicherheitspolizei und des SD — SS-Obergruppenführer Heydrich — teilte eingangs seine Bestellung zum Beauftragten für die Vorbereitung der Endlösung der europäischen Judenfrage durch den Reichsmarschall mit und wies darauf hin, daß zu dieser Besprechung geladen wurde, um Klarheit in grundsätzlichen Fragen zu schaffen. Der Wunsch des Reichsmarschalls, ihm einen Entwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Belange im Hinblick auf die Endlösung der europäischen Judenfrage zu übersenden, erfordert die vorherige gemeinsame Behandlung aller an diesen Fragen unmittelbar beteiligten Zentralinstanzen im Hinblick auf die Parallelisierung der Linienführung.

Die Federführung bei der Bearbeitung der Endlösung der Judenfrage liege ohne Rücksicht auf geographische Grenzen zentral beim Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei (Chef der Sicherheitspolizei und des SD).

Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD gab sodann einen kurzen Rückblick über den bisher geführten Kampf gegen die Gegner.

Die wesentlichsten Momente bilden:

- a) die Zurückdrängung der Juden aus den einzelnen Lebensgebieten des deutschen Volkes,
- b) die Zurückdrängung der Juden aus dem Lebensraum des deutschen Volkes.

Im Vollzug dieser Bestrebungen wurde als einzige vorläufige Lösungsmöglichkeit die Beschleunigung der Auswanderung der Juden aus dem Reichsgebiet verstärkt und planmäßig in Angriff genommen.

Auf Anordnung des Reichsmarschalls wurde im Januar 1939 eine Reichszentrale für jüdische Auswanderung errichtet, mit deren Leitung der Chef der Sicherheitspolizei und des SD betraut wurde. Sie hatte insbesondere die Aufgabe:

- a) alle Maßnahmen zur Vorbereitung einer verstärkten Auswanderung der Juden zu treffen,
- b) den Auswanderungsstrom zu lenken,
- c) die Durchführung der Auswanderung im Einzelfall zu beschleunigen.

Das Aufgabenziel war, auf legale Weise den deutschen Lebensraum von Juden zu säubern.

Über die Nachteile, die eine solche Auswanderungsforcierung mit sich brachte, waren sich alle Stellen im klaren. Sie mußten jedoch angesichts des Fehlens anderer Lösungsmöglichkeiten vorerst in Kauf genommen werden.

Die Auswanderungsarbeiten waren in der Folgezeit nicht nur ein dienstliches Problem, sondern auch ein Problem, mit dem sich die Behörden der Ziel- bzw. Einwanderländer zu befassen hatten. Die finanziellen Schwierigkeiten, wie Erhöhung der Vorzeige- und Landungsgelder seitens der verschiedenen ausländischen Regierungen, fehlende Schiffsplätze, laufend verschärfte Einwanderungsbeschränkungen oder -sperrungen, erschwerten die Auswanderungsbestrebungen* außerordentlich. Trotz dieser Schwierigkeiten wurden seit der Machtübernahme bis zum Stichtag 31. 10. 1941 insgesamt rund 537 000 Juden zur Auswanderung gebracht.

Davon

vom 30. 1. 1933 aus dem Altreich rund 360 000
 vom 15. 3. 1938 aus der Ostmark rund 147 000
 und Mähren rund 30 000.

Die Finanzierung der Auswanderung erfolgte durch die Juden, bzw. jüdisch-politischen Organisationen, selbst. Um den Verbleib der verproletarisierten Juden zu vermeiden, wurde nach dem Grundsatz verfahren, daß die vermögenden Juden die Abwanderung der vermögenslosen Juden zu finanzieren haben; hier wurde, je nach Vermögensgehalt, eine entsprechende Umlage bzw. Auswandererabgabe vorgeschrieben, die zur Bestreitung der finanziellen Obliegenheiten im Zuge der Abwanderung vermögensloser Juden verwandt wurde.

Neben dem Reichsmark-Aufkommen sind Devisen für Vorzeige- und Landungsgelder erforderlich gewesen. Um den deutschen Devisenschatz zu schonen, wurden die jüdischen Finanzinstitutionen des Auslandes durch die jüdischen Organisationen des Inlandes verhalten, für die Bestreitung entsprechender Devisenaufkommen Sorge zu tragen. Hier wurden durch diese ausländischen Juden im Schenkungswege bis zum 30. 10. 1941 insgesamt rund 9 500 000 Dollar zur Verfügung gestellt.

Inzwischen hat der Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei im Hinblick auf die Gefahren einer Auswanderung im Kriege und im Hinblick auf die Möglichkeiten des Ostens die Auswanderung von Juden verboten.

III. Anstelle der Auswanderung ist nunmehr als weitere Lösungsmöglichkeit, nach entsprechender vorheriger Genehmigung durch den Führer, die Evakuierung der Juden nach dem Osten getreten.

Diese Aktionen sind jedoch lediglich als Ausweichmöglichkeiten anzusprechen, doch werden hier bereits jene praktischen Erfahrungen gesammelt, die im Hinblick auf die kommende Endlösung der Judenfrage von wichtiger Bedeutung sind.

Im Zuge dieser Endlösung der europäischen Judenfrage kommen rund 11 Millionen Juden in Betracht, die sich wie folgt auf die einzelnen Länder verteilen:

Land	Zahl
A. Altreich	131 800
Ostmark	43 700
Ostgebiete	420 000
Generalgouvernement	2 284 000
Baltystock	400 000
Protektorat Böhmen und Mähren	74 200
Estland — Judenfrei —	
Lettland	3 500
Litauen	34 000
Belgien	43 000
Dänemark	5 600
Frankreich / Besetztes Gebiet	165 000
Frankreich / Unbesetztes Gebiet	700 000
Griechenland	69 600
Niederlande	160 800
Norwegen	1 300
	<hr/>
	Übersatz: 4 536 500

Land	Zahl
B. Bulgarien	Übersatz: 4 536 500
England	48 000
Finnland	330 000
Frankreich	2 300
Irland	4 000
Italien / Einschließl. Sardinien	58 000
Italien / Albanien	200
Kroatien	40 000
Portugal	3 000
Rumänien / Einschließl. Besarabien	342 000
Schweden	8 000
Schweiz	18 000
Serbien	10 000
Slowakei	88 000
Spanien	6 000
Türkei (europäischer Teil)	55 500
Ungarn	742 800
UdSSR	5 000 000
Ukraine	2 994 684
Weißrussland aussch. Baltystock	446 484
	<hr/>
	zusammen über 11 000 000

Bei den angegebenen Judenanzahlen der verschiedenen ausländischen Staaten handelt es sich jedoch nur um Glaubensjuden, da die Begriffsbestimmungen der Juden nach rassischen Grundsätzen teilweise dort noch fehlen. Die Behandlung des Problems in den einzelnen Ländern wird im Hinblick auf die allgemeine Haltung und Auffassung auf ge-

wisse Schwierigkeiten stoßen, besonders in Ungarn und Rumänien. So kann sich z. B. heute noch in Rumänien der Jude gegen Geld entsprechende Dokumente, die ihm eine fremde Staatsangehörigkeit amtlich bescheinigen, beschaffen.

Der Einfluß der Juden auf alle Gebiete der UdSSR ist bekannt. Im europäischen Gebiet leben etwa 5 Millionen, im asiatischen knapp 250.000 Juden.

Die berufsständische Aufgliederung der im europäischen Gebiet der UdSSR ansässigen Juden war etwa folgende:

In der Landwirtschaft	9,1%
als städtische Arbeiter	14,8%
im Handel	20,0%
als Staatsarbeiter angestellt	23,4%
in den privaten Berufen Heilkunde, Presse, Theater usw.	32,7%

Unter entsprechender Leitung sollen im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In großen Kolonnen (Arbeits-), unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifelslos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird. Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifelslos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Kennzelle eines neuen jüdischen Aufbaus anzusprechen ist. (Siehe Erfahrung der Geschichte.)

Im Zuge der praktischen Durchführung der Endlösung wird Europa vom Westen nach Osten durchgekimmt. Das Reichsgebiet einschließlich Protektorat Böhmen und Mähren wird, allein schon aus Gründen der Wohnungsfrage und sonstigen sozial-politischen Notwendigkeiten, vorweggenommen werden müssen.

Die evakuierten Juden werden zunächst Zug um Zug in sogenannte Durchgangsghettois verbracht, um von dort aus weiter nach dem Osten transportiert zu werden.

Wichtige Voraussetzung, so führte SS-Obergruppenführer Heydrich weiter aus, für die Durchführung der Evakuierung überhaupt ist die genaue Festlegung des in Betracht kommenden Personenkreises.

Es ist beabsichtigt, Juden im Alter von über 65 Jahren nicht zu evakuieren, sondern sie einem Altersghetto — vorgesehen ist Theresienstadt — zu überstellen.

Neben diesen Altersklassen — von den am 31. 10. 1941 sich im Altreich und der Ostmark befindlichen 280.000 Juden sind etwa 30% über 65 Jahre alt — finden in dem jüdischen Altersghetto weiterhin die schwerkriegsbeschädigten Juden und Juden mit Kriegsauszeichnungen (EK I) Aufnahme. Mit dieser zweckmäßigen Lösung werden mit einem Schlag die vielen Interventionen ausgeschaltet.

Der Beginn der einzelnen größeren Evakuierungsaktionen wird weitgehend von der militärischen Entwicklung abhängig sein. Bezüglich der Behandlung der Endlösung in den von uns besetzten und beeinflussten europäischen Gebieten wurde vorgeschlagen, daß die in Betracht kommenden Sachbearbeiter des Auswärtigen Amtes sich mit den zuständigen Referenten der Sicherheitspolizei und des SD besprechen.

In der Slowakei und Kroatien ist die Angelegenheit nicht mehr allzu schwer, da die wesentlichsten Kernfragen in dieser Hinsicht dort bereits einer Lösung zugeführt wurden. In Rumänien hat die Regierung inzwischen ebenfalls einen Judenbeauftragten eingesetzt. Zur Regelung der Frage in Ungarn ist es erforderlich, in Zeitnähe einen Berater für Judenfragen der ungarischen Regierung aufzuoktroyieren.

Hinsichtlich der Aufnahme der Vorbereitungen zur Regelung des Problems in Italien hält SS-Obergruppenführer Heydrich eine Verbindung mit dem Polizeichef in diesen Belangen für angebracht.

Im besetzten und unbesetzten Frankreich wird die Erfassung der Juden zur Evakuierung aller Wahrscheinlichkeit nach ohne große Schwierigkeiten vor sich gehen.

Unterstaatssekretär Luther teilte hierzu mit, daß bei tiefergehender Behandlung dieses Problems in einigen Ländern, so in den nordischen Ländern, Schwierigkeiten aufzulösen werden, und es sich daher empfiehlt, diese Länder vorerst noch zurückzustellen. In Anbetracht der hier in Frage kommenden geringen Judenzahlen bildet diese Zurückstellung ohnehin keine wesentliche Einschränkung. Dafür sieht das Auswärtige Amt für den Südosten und Westen Europas keine großen Schwierigkeiten.

SS-Gruppenführer Hofmann beabsichtigt, einen Sachbearbeiter des Rasse- und Siedlungshauptamtes zur allgemeinen Orientierung dann nach Ungarn entsenden zu wollen, wenn seitens des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD die Angelegenheit dort in Angriff genommen wird. Es wurde festgelegt, diesen Sachbearbeiter des Rasse- und Sied-

lungshauptamtes, der nicht aktiv werden soll, vorübergehend offiziell als Gehilfen zum Polizei-Attache abzustellen.

IV. Im Zuge der Endlösungsvorhaben sollen die Nürnberger Gesetze gewissermaßen die Grundlage bilden, wobei Voraussetzung für die restlose Bereinigung des Problems auch die Lösung der Mischehen- und Mischlingsfragen ist.

Chef der Sicherheitspolizei und des SD erortert im Hinblick auf ein Schreiben des Chefs der Reichskanzlei zunächst theoretisch die nachstehenden Punkte:

1. Behandlung der Mischlinge 1. Grades

Mischlinge 1. Grades sind im Hinblick auf die Endlösung der Judenfrage den Juden gleichgestellt.

Von dieser Behandlung werden ausgenommen:

a) Mischlinge 1. Grades verheiratet mit Deutschblütigen, aus deren Ehe Kinder (Mischlinge 2. Grades) hervorgegangen sind. Diese Mischlinge 2. Grades sind im wesentlichen den Deutschen gleichgestellt.

b) Mischlinge 1. Grades, für die von den höchsten Instanzen der Partei und des Staates bisher auf irgendwelchen Gebieten (Lebens) Ausnahmegenehmigungen erteilt worden sind. Jeder Einzelfall muß überprüft werden, wobei nicht ausgeschlossen wird, daß die Entscheidung nochmals zugunsten des Mischlings ausfällt.

Voraussetzungen einer Ausnahmegenehmigung müssen stets grundsätzlich die Verdienste des in Frage stehenden Mischlings selbst sein. (Nicht Verdienste des deutschblütigen Elternteiles oder Ehepartners)

Der von der Evakuierung auszunehmende Mischling 1. Grades wird, um jede Nachkommenschaft zu verhindern und das Mischlingsproblem endgültig zu bereinigen, sterilisiert. Die Sterilisation erfolgt freiwillig. Sie ist aber Voraussetzung für das Verbleiben im Reich. Der sterilisierte Mischling ist in der Folgezeit von allen einhegenden Bestimmungen, denen er bislang unterworfen ist, befreit.

2. Behandlung der Mischlinge 2. Grades.

Die Mischlinge 2. Grades werden grundsätzlich den Deutschblütigen zugeschlagen, mit Ausnahme folgender Fälle, in denen die Mischlinge 2. Grades den Juden gleichgestellt werden:

a) Herkunft des Mischlings 2. Grades aus einer Bastardehe (beide Teile Mischlinge).

b) Rassistisch besonders ungünstiges Erstehungsbild des Mischlings 2. Grades, das ihn schon äußerlich zu den Juden rechnet.

c) Besonders schlechte polizeiliche und politische Beurteilung des Mischlings 2. Grades, die erkennen läßt, daß er sich wie ein Jude fühlt und benimmt.

Auch in diesen Fällen sollen aber dann Ausnahmen nicht gemacht werden, wenn der Mischling 2. Grades deutschblütig verheiratet ist.

3. Ehen zwischen Volljuden und Deutschblütigen.

Von Einzelfall zu Einzelfall muß hier entschieden werden, ob der jüdische Teil evakuiert wird, oder ob er unter Berücksichtigung auf die Auswirkungen einer solchen Maßnahme auf die deutschblütigen Verwandten dieser Mischehe einem Altersheho überstellt wird.

4. Ehen zwischen Mischlingen 1. Grades und Deutschblütigen.

a) ohne Kinder:

Sind aus der Ehe keine Kinder hervorgegangen, wird der Mischling 1. Grades evakuiert bzw. einem Altersheho überstellt. (Gleiche Behandlung wie bei Ehen zwischen Volljuden und Deutschblütigen, Punkt 3.)

b) Mit Kindern:

Sind Kinder aus der Ehe hervorgegangen (Mischlinge 2. Grades) werden sie, wenn sie den Juden gleichgestellt werden, zusammen mit dem Mischling 1. Grades evakuiert bzw. einem Ghetto überstellt. Soweit diese Kinder Deutschblütigen gleichgestellt werden (Regelfälle), sind sie von der Evakuierung auszunehmen und damit auch der Mischling 1. Grades.

5. Ehen zwischen Mischlingen 1. Grades und Mischlingen 2. Grades oder Juden.

Bei diesen Ehen (einschl. der Kinder) werden alle Teile wie Juden behandelt und daher evakuiert bzw. einem Altersghetto überstellt.

6. Ehen zwischen Mischlingen 1. Grades und Mischlingen 2. Grades.

Beide Eheleute werden ohne Rücksicht darauf, ob Kinder vorhanden sind oder nicht, evakuiert, bzw. einem Altersghetto überstellt, da etwaige Kinder rassenmäßig in der Regel einen stärkeren jüdischen Bluteinschlag ausweisen, als die jüdischen Mischlinge 2. Grades.

SS-Gruppenführer Hofmann steht auf dem Standpunkt, daß von der Sterilisierung weitgehend Gebrauch gemacht werden muß, zumal der Mischling, vor die Wahl gestellt, ob er evakuiert oder sterilisiert werden soll, sich lieber der Sterilisation unterziehen würde.

Staatssekretär Dr. Stückart stellt fest, daß die praktische Durchführung der eben mitgeteilten Lösungsmöglichkeiten zur Bereinigung der Mischen-Mischlingsfragen in dieser Form eine unenigliche Verwaltungsarbeit mit sich bringen würde. Um zum anderen auf alle Fälle auch den biologischen Tatsachen Rechnung zu tragen, schlug Staatssekretär Dr. Stückart vor, zur Zwangssterilisierung zu schreiben.

Zur Vereinfachung des Mischlingsproblems müßten ferner Möglichkeiten überlegt werden mit dem Ziel, daß der Gesetzgeber etwa sagt: „Diese Ehen sind geschehen.“

Bzüglich der Frage der Auswirkung der Judenevakuierung auf das Wirtschaftsleben erklärte Staatssekretär Neumann, daß die in kriegswichtigen Betrieben im Arbeitseinsatz stehenden Juden derzeit, solange noch kein Ersatz zur Verfügung steht, nicht evakuiert werden können.

SS-Obergruppenführer Heydrich wies darauf hin, daß diese Juden nach den von ihm genehmigten Richtlinien zur Durchführung der derzeit laufenden Evakuierungsaktionen ohnedies nicht evakuiert würden.

Staatssekretär Dr. Bühler stellte fest, daß das Generalgouvernement es begrüßen würde, wenn mit der Endlösung dieser Frage im Generalgouvernement begonnen würde, weil einmal hier das Transportproblem keine übergeordnete Rolle spielt und arbeitseinsatzmäßige

Gründe den Verlauf dieser Aktion nicht behindern würden. Juden müßten so schnell wie möglich aus dem Gebiet des Generalgouvernements entfernt werden, weil gerade hier der Jude als Seuchenträger eine eminente Gefahr bedeutet und er zum anderen durch fortgesetzten Schleichhandel die wirtschaftliche Struktur des Landes dauernd in Unordnung bringt. Von den in Frage kommenden etwa 2 1/2 Millionen Juden sei überdies die Mehrzahl der Fälle arbeitsunfähig.

Staatssekretär Dr. Bühler stellte weiterhin fest, daß die Lösung der Judenfrage im Generalgouvernement federführend beim Chef der Sicherheitspolizei und des SD liegt und seine Arbeit durch die Behörden des Generalgouvernements unterstützt würde. Er halte nur eine Bitte, die Judenfrage in diesem Gebiet so schnell wie möglich zu lösen.

Abschließend wurden die verschiedenen Arten der Lösungsmöglichkeiten besprochen, wobei sowohl seitens des Gauleiters Dr. Meyer als auch seitens des Staatssekretärs Dr. Bühler der Standpunkt vertreten wurde, gewisse vorbereitende Arbeiten im Zuge der Endlösung gleich in den betreffenden Gebieten selbst durchzuführen, wobei jedoch eine Beunruhigung der Bevölkerung vermieden werden müsse.

Mit der Bitte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD an die Besprechungsteilnehmer, ihm bei der Durchführung der Lösungsarbeiten entsprechende Unterstützung zu gewähren, wurde die Besprechung geschlossen.

Die wörtliche Übereinstimmung dieser auszugsweisen Abschrift mit der mir vorliegenden Fotokopie dieser Urkunde wird hiermit von mir amtlich beglaubigt.

Burgwedel, den 25. September 1950

(Siegel) **gez. Dr. Wilhelm Dieckmann**

Notar

Jüdische Kultusvereinigung
zu Berlin e.V.

Berlin N 4, den 29. Mai 1942

Herrn
Frau.....
Fräulein

Transport-Nr.

Betr.: Abwanderung

Ihre Abwanderung ist für Dienstag, den 2. Juni 1942 behördlich angeordnet worden. Diese Anordnung gilt für Sie, Ihre Ehefrau und Ihre unverheirateten Familienangehörigen, soweit sie zur Abgabe der Vermögenserklärung aufgefordert worden sind. Sofern Sie inzwischen einen schriftlichen Zurückstellungsbescheid erhalten haben, ist diese Mitteilung mit allen Angaben der Jüdischen Kultusvereinigung zu Berlin e.V., Berlin N 4, Oranienburger Straße 31, zurücksenden.

Am Sonntag, den 31. Mai 1942 können Sie Ihr Reisegepäck in der Zeit von 9 bis 13 Uhr in der Sammelunterkunft Levetzowstraße 7/8 abliefern. Am Montag, den 1. Juni 1942, ab 6 Uhr morgens, wird Ihre Wohnung durch einen Beamten versiegelt werden. Sie müssen sich zu diesem Zeitpunkt bereithalten. Wohnungs- und Zimmerschlüssel sind dem Beamten auszuhändigen.

Für die Verpflegung in der Sammelunterkunft und während der Bahnfahrt wird von uns gesorgt werden. Jedoch sollen die im Haushalt befindlichen Lebensmittel, insbesondere auch Abendbrotstullen, im Handgepäck mitgebracht werden.

In der Sammelunterkunft und während der Bahnfahrt stehen Krankenbehandler und Pflegepersonen zur Verfügung. Eine Verabreichung etwa erforderlicher Medikamente findet ausschließlich durch das Sanitätspersonal statt.

In der Anlage ist ein Merkblatt beigelegt, das alle zu beachtenden Anweisungen enthält. Wir bitten Sie herzlich, diese Anweisungen genauestens zu befolgen und die Transportvorbereitungen in Ruhe und Besonnenheit zu treffen.

Unsere von der Abwanderung betroffenen Mitglieder müssen sich bewusst sein, daß sie durch ihr persönliches Verhalten und die ordnungsgemäße Erfüllung aller Anweisungen entscheidend zur reibungslosen Abwicklung des Transportes beitragen können. Es ist selbstverständlich, daß wir, soweit dies zugelassen ist, alles tun werden, um unseren Gemeindemitgliedern beizustehen und ihnen jede mögliche Hilfe zu leisten.

Jüdische Kultusvereinigung zu Berlin e.V.

D e r V o r s t a n d

M E R K B L A T T
für die Teilnehmer an den Abwanderungstransporten

Die nachfolgenden Richtlinien sind von jedem Transportteilnehmer genaues-tens zu beachten.

I. Hinterlegung von Dokumenten!

Die Transportteilnehmer können bei der Jüdischen Kultusvereinigung (ARCHIV) wichtige persönliche Dokumente, wie Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden hinterlegen. Diese Urkunden sind in einem nicht verschlossenen Briefumschlag in einer der Bezirksstellen oder direkt beim Archiv persönlich oder per Post abzuliefern. Auf dem Briefumschlag muß Transport-Nummer, Vor- und Zuname und bisherige Anschrift des Ablieferers sowie ein genaues Verzeichnis der Urkunden aufgeschrieben sein. Ueber die erfolgte Hinterlegung der Dokumente wird von der Sammelstelle eine Empfangsbescheinigung ausgestellt. **KENNKARTEN** (von Staatenlosen **FREMDENPÄSSE**) sind nicht zu hinterlegen, sondern mitzunehmen.

II. Mitzunehmende Gegenstände!

1. REISEKLEIDUNG. Die Reisekleidung bzw. der Reiseanzug bestehen zweckmäßigerweise aus:

Bei Männern:

Strümpfe, Stutzen	Fußlappen
Unterhosen	Krawatten
Unterhemden	Stiefel
Oberhemd	Ledergürtel
Weiche Kragen	Hosenträger
Leibbinde	Sockenhalter
Taschentücher	Wintermantel
Puls- und Kniewärmer	Regenmantel
Anzug	Wollschal
Ohrenschutz	Hand(faust)schuhe
Strickweste oder	Hut, Mütze
Pullover	Wickelgamaschen

Bei Frauen:

Strümpfe, Socken	Schuhe
Hemdhosens oder Hemd	Überschuhe
Schlüpf	Kopftuch
Strumpfgürtel, Mieder	Wintermantel
Biistenhalter	Regenmantel
Unterkleider	Warmer Schal
Taschentücher	Handschuhe
Puls- und Kniewärmer	Hut, Mütze
Kleid	Regenkappe
Ohrenschutz	Muff
Strickweste oder	
Pullover	

2. JUDENSTERNE sind nicht nur auf dem Reismantel, sondern auch auf dem Reiseanzug bzw. -Kleid in vorschrittsmäßiger Form festangenäht zu tragen. Von den Kleidungsstücken, die nicht mitgenommen werden, sind die Judensterne abzutrennen und soweit verfügbar auf die im Gepäck mitzunehmenden Anzüge bzw. Kleider aufzunähen.

Das mitzunehmende Gepäck darf je Teilnehmer in keinem Falle 50 Kg überschreiten. Es darf nur bestehen aus einem Coupékoffer, einem Rucksack (REISEGEPÄCK) und dem HANDGEPÄCKstück, bei dem sich eine Schlafdecke befinden muß.

Gegenstände aus Glas und Porzellan dürfen nicht mitgenommen werden. Die Auswahl der mitzunehmenden Gegenstände ist mit größter Umsicht zu treffen, da aus der Wohnung nach der Versiegelung keine Gegenstände entfernt werden dürfen.

- a) HANDGEPÄCKSTÜCK. Im Handgepäck kann verpackt werden:

Wasch- und Kammzeug, Thermosflaschen, Feldflaschen, Spielkarten, ein Handtuch und Taschentücher, Reisekissen, ein Geschirrtuch, Hauschuhe, Löffel (keine Messer und Gabeln!), Toilettenpapier, ein Paar Strümpfe, Essgeschirr, Topf oder unzerbrechliche Teller.

ES IST BEI STRAFE VERBOTEN, Zahlungsmittel, Sparkassenbücher und Urkunden, die Vermögensrechte zum Inhalt haben oder sich auf Vermögensrechte beziehen, ferner Wert- und Schmucksachen sowie Lebensmittelkarten auf den Transport mitzunehmen. Verboten ist die Mitnahme von Medikamenten im Handgepäck, jedoch können Medikamente mit Ausnahme von Giften im Reisegepäck mitgenommen werden.

Bitte wenden!

b) REISEGEPÄCK. Reisegepäck ist ein Gegenstand wie (Coupé-) Koffer oder Rucksack. - Im Reisegepäck kann mitgenommen werden:

Für Männer:

Strümpfe, Stutzen
Unterhosen
Unterhemden
Ober(Polo)hemden
Weiche Kragen
Leibbinde, Pullover
Schlafhemd.od.Schlafanzg.
Taschentücher
Anzüge
Hand(faust)schuhe

Für Frauen:

Fußlappen
Stiefel
Hosenträger
Sockenhalter
Hausjacke
Strickweste
Sommermantel
Windjacke
Wollschal
Krawatten

Strümpfe, Socken
Hemdosen od. Hemden
Schlüpfer
Strumpfgürtel
Büstenhalter
Unterkleider
Schlafanz.od.Nachth.
Taschentücher
Leibbinden
Frauenbd., warmer Schal

Kleider
Leichte
Kleider
Strickjacke
Schuhe
Handschuhe
Windjacke
Kittelschürze

Ferner können im Reisegepäck gepackt werden:

Hauswäsche	Bettwäsche	Taschentücher	Handtücher
Schirm	Schuhpflegemittel	Küchentücher	Wischtücher
Lappen	Kleiderbürste	Spielkarten	Watte
Bücher	Papiertaschentücher	Ersatzbrille	Toilettenpapier

Schließlich können folgende Gegenstände im Reisegepäck verpackt werden:

Kl. Handwerkszeug	Rasierzeug	Näh- und Flickzeug	Talglicht
Schere, Stopfgarn	Taschenlampe	Streichhölzer	Insektenpulver
<u>Medikamente (mit Ausnahme von Giften)</u>			

Die Mitnahme dieser Gegenstände darf jedoch gemäß behördlicher Anordnung **n i c h t** im Handgepäck, sondern nur im REISEGEPÄCK erfolgen!

4. Kennzeichnung der Gepäckstücke

Auf jedes Gepäckstück ist an außen sichtbarer Stelle ein Zettel mit der Transport-Nummer, dem Vor- und Zunamen des Eigentümers, sowie dessen bisheriger Anschrift aufzukleben und zwar nach folgendem Muster:

Transport-Nummer 2165
Karl Israel Müller
Berlin W 15
Meineckestraße 5

Die Gepäckstücke selbst dürfen nicht bemalt werden. Außerdem sind auf der Innenseite des Koffers oder Rucksacks Transport-Nummer, Name des Eigentümers anzubringen. Ferner ist an jedem Gepäckstück, möglichst auf beiden Seiten, je ein Gepäckanhänger mit Draht zu befestigen und gleichfalls nach obigem Muster zu beschriften. Es empfiehlt sich, den Koffer mit starker Schnur oder Riemen zu verschnüren, für den Fall, daß die Griffe abreißen sollten. - Die KOFFERSCHLÜSSEL, am zweckmäßigsten an einem Schlüsselbund, sind ebenfalls mit einem haltbaren Schild zu versehen, auf dem Transport-Nummer, Vor- und Zuname des Eigentümers gut leserlich aufzuschreiben sind.

III. Anordnung betr. Verfügungsbeschränkungen über das bewegliche Vermögen für Juden!

Für sämtliche Gegenstände, soweit sie nicht abgeliefert oder mitgenommen werden, ist die Anordnung betr. Verfügungsbeschränkungen über das bewegliche Vermögen für Juden gemäß dem Rundschreiben der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland vom 1. Dezember 1941 zu beachten!

ILSE REWALD

Geboren 1918 in Berlin. Von Januar 1943 bis Mai 1945 in der Illegalität in Berlin. Sie publizierte verschiedene Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften. Unter anderem in den „Neuen Deutschen Hefen“ – Titel: „Zwischen Angst und Hoffnung“ und in dem Buch „Berlin im Widerstand“, Staneck Verlag Berlin.

LITERATURAUSWAHL

Adam, U.

Judenpolitik im Dritten Reich
Droste Verlag Düsseldorf

Arendt, H.

Eichmann in Jerusalem
Verlag R. Piper & Co. München

Auerbach, H.

Der Begriff „Sonderbehandlung“
im Sprachgebrauch der SS
In: Gutachten des Instituts für
Zeitgeschichte München, Stuttgart

Broszat, M.

Studien zur Geschichte der
Konzentrationslager
Deutsche Verlagsanstalt

Deutschkron, I.

Ich trug den gelben Stern
Verlag Wissenschaft und Politik

Großmann, Kurt R.

Die unbesungenen Helden
Furche-Verlag Hamburg

Kogan, E.

Der SS-Staat
Europäische Verlagsanstalt

Langbein, H.

Menschen in Auschwitz
Europa Verlag

Naumann, B.

Auschwitz
Fischer Bücherei

Poliakov, L. und Wulf

Das Dritte Reich und die Juden
Arani Verlags GmbH Berlin

Reitlinger, G.

Die Endlösung
Colloquium Verlag Berlin

Scheffler, W.

Judenverfolgung im Dritten Reich
Aus: Schriftenreihe „Zur Politik
und Zeitgeschichte“
Colloquium Verlag Berlin

Schwenger, H.

Berlin im Widerstand
Staneck Verlag Berlin

Wiesenthal, S.

Doch die Mörder leben
Verlag Droemer Knauer

Gedenkstätte Deutscher Widerstand
Stauffenbergstraße 11-14, 1000 Berlin 30
4. Auflage 1985
Redaktion: Wolfgang Göbel

© Landeszentrale für politische Bildungsarbeit Berlin
Druck: Wilhelm Möller KG Druck und Verlag,
Oranien dampf 48, 1000 Berlin 28
ISSN 0175-3592

Diese Broschüre wird unentgeltlich abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt.